

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 33 (1950)
Heft: 7

Artikel: Kritik an der Zürcher Landeskirche (Fortsetzung folgt)
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-410020>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Redaktion: Postfach 1197, Bern-Transit / Abonnementspreis jährl. Fr. 8.— (Mitglieder Fr. 7.—). Einzelnummer 50 Rappen
Sämtliche Adreßänderungen und Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsstelle der FVS, Postfach, Basel 12. Postcheck V 19305 Basel

Tit. Schweiz.
Landesbibliothek
C o r n a

Inhalt: Kritik an der Zürcher Landeskirche — Albert Schweitzer
(Fortsetzung und Schluß) — Gedanken über einen sozial-ethischen
Roman — Streiflichter — Aus der Bewegung.



Unbedingter Gehorsam setzt bei dem Gehorchenden Unwissenheit voraus.

Montesquieu

Kritik an der Zürcher Landeskirche

Vorbemerkung der Redaktion. Wir veröffentlichen nachstehend einen Bericht aus der Feder eines Angehörigen der reformierten Landeskirche des Kantons Zürich, der interessante Einblicke in das «christliche Getriebe» gewährt. Obwohl es nicht unsere Aufgabe ist, die Kirchen in ihrem Dasein durch allerhand Reformationen zu erhalten, geben wir diesen Ausführungen Raum. Sie schildern nicht nur die Unumschränktheit der kirchlichen Notabeln und den innern Leerlauf des ganzen Kirchenbetriebes, sondern auch, wie die demokratische Presse mit diesem Gebilde verfilzt ist, so daß für eine Kritik vom Gläubigen die Spalten des Freidenkers in Anspruch genommen werden müssen. Wodurch unterscheidet sich die Autoritätskirche Roms noch von der sogenannten demokratischen protestantischen Landeskirche? Urteilen Sie selbst, nachdem Sie den Artikel gelesen haben.

Es ist eine Selbstverständlichkeit unserer Demokratie, daß über große einmalige Ausgaben der öffentlichen Hand das Volk zu befinden hat, nachdem in den Ratsstuben bei offenen Tribünen verhandelt und beschlossen wurde und auch die Tagespresse mehr oder weniger kritisch dazu Stellung genommen hat. *Weiteste Publizität solcher Kreditbegehren* von Bund, Kantonen und Gemeinden gehört zu den Grundlagen unseres politischen Lebens, und über die Wahrung ihrer Kompetenzen wacht die Stimmbürgerschaft energisch mit Recht und gelegentlich mit Erfolg. Welch lebhaftes Auseinandersetzung gab es doch zum Beispiel vor nicht langer Zeit um die Bewilligung eines saftigen Nachtragskredites für den Neubau des Zürcher Kantospitals! Der Regierungsrat mußte bekanntlich nach hartem Kampfe dem Verlangen einer Volksabstimmung nachgeben, obwohl diese bei einem durchaus möglich gewordenen negativen Ausgange den Abschluß der Spitalbauten nach dem geplanten und seinerzeit vom Volke genehmigten Programm gefährdet hätte. Wie manchmal wurden nicht auch in den letzten Jahren Kantone oder Gemeinden gezwungen, ihre vielleicht etwas üppigen Bauvorhaben nach deren Ablehnung durch das Volk stark zu reduzieren oder gar (wie im Falle des Zürcher Anatomiegebäudes) ganz darauf zu verzichten.

Völlig anders steht es um die *Baugelüste der reformierten Landeskirchen!* Auch diese sind öffentliche Körperschaften, haben das Steuerrecht und tun sich allerlei zugute auf ihre demokratische Verfassung, im Gegensatz zur hierarchischen Autoritätskirche Roms, wo nur der Klerus etwas zu sagen hat und alles bestimmt. Ist aber in der Praxis — abgesehen vom Dogmatischen — der Unterschied gegenüber der katholischen Konkurrenz so groß? Steht nicht weithin das Mitbestimmungsrecht der gewöhnlichen Kirchengenossen lediglich auf dem Papier? Haben sie nicht vielfach nur brav «Ja» zu sagen zu dem, was

ihre Pfarrherren vorher ausmachten? Wenigstens in den großen städtischen Gemeinden! Gewiß existiert auch hier das demokratische Aeußere, sogar in der unmittelbarsten Gestalt der Landsgemeinde. Und diese Kirchgemeindeversammlung wird auch alljährlich zur Abnahme der Rechnung einberufen; bezeichnenderweise aber in so kleinem Versammlungsraum, daß darin nur ein winziger Bruchteil der Stimmberechtigten Platz findet, der freilich dennoch oft noch zu groß ist für das kleine Schärlein der Teilnehmer. Und da sich dieses Schärlein meist ziemlich ausschließlich aus brav kirchentreuen, den Pfarrern ergebenen und vornehmlich strenggläubigen Mannen zusammensetzt, so haben es die Pfarrherren natürlich leicht, die Gemeindebeschlüsse nach ihrem pastoralen Sinne durchzubringen. Nicht zuletzt eben auch Millionenkredite für kirchliche Bauten, einschließlich sehr komfortabler Pfarrhäuser.

Das wird ihnen noch erleichtert durch das *ängstliche Verhalten der meisten Tageszeitungen*, die sich nur höchst ausnahmsweise einmal getrauen, kritische Aeußerungen gegen solche Bauvorhaben aufzunehmen. Besonders drastisch zeigte sich das im vergangenen Jahre in der Stadt Zürich, wo die Zentralkirchenpflege gleich zweimal — im Februar und Dezember — mit einem Dreimillionenbegehren vor die protestantischen Stimmbürger trat. Es scheint uns dringend nötig, diese Vorgänge einmal deutlich ins Licht zu stellen, um damit zum grundsätzlichen Ueberdenken und zur baldigen Aenderung der bestehenden Verhältnisse anzuregen. Dafür hat uns nun ein neckischer Zufall einiges *vertrauliches Material* zugetragen, von dem wir hier unter tunlichster Wahrung der Diskretion ein paar Proben mitteilen, weil das die einzige Möglichkeit scheint, die Öffentlichkeit einen *Blick hinter die Kulissen* tun zu lassen, der längst nötig gewesen wäre. Großenteils müssen wir dabei allerdings Mitteilungen aus dritter Hand benutzen. Doch sind die Gewährsmänner absolut vertrauenswürdig und gewissenhaft.

Vor der Abstimmung im Frühjahr 1949 über die kirchlichen Bauten in Albisrieden und Untersträß (Hoffeld) wies eine der Zürcher Tageszeitungen auf die Warnung gegen neue teure Predigthäuser hin, die ein angesehener Pfarrer im Schweizerischen Reformierten Volksblatt kurz vorher veröffentlicht hatte. Wohl durch diese leise Opposition veranlaßt, erschien darauf ein Rechtfertigungsversuch für die Baukredite, der aber so bedenklich schwach war, daß man ihm gewiß die Aufnahme verweigert haben würde, wenn nicht eben eine der Kirchen dahinter gestanden hätte. Der Rechtfertigungsversuch wurde aber ausgerechnet so spät veröffentlicht, daß schon drucktechnisch eine Erwiderung und Richtigstellung vor dem Abstimmungstage nicht mehr hätte aufgenommen werden können. Leider! Denn

die wenigsten eiligen Zeitungsleser werden von sich aus gemerkt haben, daß die allgemeine Redensart der Kirchenpflege Albisrieden: Räume für den Gottesdienst und für andre kirchliche Veranstaltungen seien «einfach nötig», nicht das geringste für die Dreimillionenbauten in Albisrieden und Untersträß beweist. Sogar die Zentralkirchenpflege selber hatte in ihrer Weisung an die Aktivbürgerschaft zugeben müssen, daß für den normalen Gottesdienst die bisherigen Kirchengebäude genügen. Auch der Pfarrer hatte in Albisrieden eine ausreichende Wohnung samt besonderen Amtsräumen.

Darauf war damals in einer anderen Zeitung hingewiesen worden: Wenn lediglich «an Taufsonntagen und Festen» das alte Kirchlein von 1818 zu klein sei, rechtfertige das, für solche Ausnahmetage einen Zweimillionenbau zu errichten? Dieser müsse denn auch von der Weisung etwas seltsam damit begründet werden, daß «manche, oft zu viele zum vornhinein auf den Besuch (des Gottesdienstes) verzichten». Wer sich die ehrliche Mühe genommen habe, der Kirchenmüdigkeit weitester Kreise unseres reformierten Volkes unvoreingenommen nachzugehen, der könne dieser Argumentation nicht zustimmen, müsse vielmehr sich fragen, ob nicht die neue Albisriedener Kirche eine ebensolche gähnende Leere aufzeigen werde wie fast alle übrigen reformierten Kirchen Zürichs und oft auch draußen auf dem Lande. Erst recht sei der Saalbau im Hoffeld Untersträß abzulehnen, so lange der Besuch der benachbarten Pauluskirche derart schwach sei, daß sich die Predigthörer von den vielen leeren Bänken geradezu bedrückt fühlen. Die in der Weisung angegebenen 3 km, also eine gute halbe Stunde von der Pauluskirche, treffe doch nur für die kleine Minderheit derer zu, die an der alleräußersten Peripherie des zuständigen Gemeindegebiets wohnen und zudem hätten diese Wohnquartiere ja die nahe Abdankungshalle des Friedhofs Nordheim. Warum sollte sie nicht auch für die Sonntagsschüler benutzt werden können, wenn wirklich für sie der Weg zur Pauluskirche «nicht gefahrlos» ist? Gäbe es heute überhaupt noch gefahrlose Wege in der Stadt? Aber die Zentralkirchenpflege scheinere ihre eigenen Argumente nicht allzu wichtig zu nehmen. Entscheidend sei ihr offenbar, «daß die Kirche zu den Leuten gehen muß, wenn die Leute zur Kirche kommen sollen»! Ein eigentliches kirchliches

Quartierzentrum solle die Pflege des Gemeinschaftslebens erleichtern. Dieses Zentrum solle von allem Anfang an das kirchliche Zusammengehörigkeitsgefühl der neu im Quartier sich niederlassenden Gemeindeglieder «mit vollem Einsatz fördern». Ob aber ein solcher Einsatz nur möglich sei mittels Unterweisungszimmer, Werkstatt, Bastelraum u. dgl.? Ob etwa auch die Urgemeinden (auf die man heute mit einer gewissen Sehnsucht zurückblicke) solche Einrichtungen gehabt hätten und ihnen ihr starkes geistiges Leben zu verdanken gehabt hätten? Mit moderner Betriebsamkeit lasse sich die wachsende «Kirchenflucht» bestimmt nicht aufhalten. Sie habe wesentlich tiefere Gründe als den Mangel an geselligen Anlässen und erbaulichen Bibelabenden, nämlich vor allem die *sture Dogmatisierung der kirchlichen Verkündigung durch die dialektische Theologie*.

Die überraschend vielen Neinstimmen, die dann abgegeben wurden, lassen vermuten, daß die beiden kritischen Äußerungen allerhand Wirkung getan haben. Vielleicht wären die Kredite sogar abgelehnt worden, wenn auch das bei solchen Anlässen leider äußerst vorsichtige «Volksrecht» die Opposition hätte zu Wort kommen lassen. Der Chronist des kantonalzürcherischen «Kirchenboten», Pfr. Brassel, warnte denn auch im Abstimmungskommentar der Maiausgabe seine allzu baufreudigen Kollegen: Den 36 000 protestantischen Stimmbürgern, die «in rührendem Vertrauen den Behörden stillschweigend das Verfügungsrecht über Millionen einräumten» (welch *deutlicher Hinweis auf die undemokratische Beschlußfassung der Kirchenbehörden!*), sei immerhin eine stattliche Zahl von Neinsagern gegenübergestanden. In Oberwinterthur sei bald danach der Bau eines Kirchengemeindehauses sogar nur mit einem knappen Stimmenmehr von sieben Zwölftelem genehmigt worden. «Also durchwegs eine zwar lautlose, aber deutliche Opposition ... trotzdem uns keine Verwerfungspareole zu Gesicht gekommen ist.» Pfr. Brassel schloß daraus, daß außer den unentwegten Neinsagern und den der Kirche Entfremdeten «doch wohl nicht wenige Gemeindeglieder abgelehnt haben, denen die großen kirchlichen Bauprogramme mit der Zeit fragwürdig erscheinen wollen». Da noch mehr solche Vorhaben hängig seien, würden die zuständigen Instanzen gut tun, sich ernstlich mit den Beweggründen der verwerfenden Minderheiten zu befassen. Durch die

Gedanken über einen sozial-ethischen Roman

Ernst Brauchlin. Fesseln. Roman. Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch Verlag 1950. 360 S.; Preis broschiert Fr. 10.—, Leinen Fr. 12.50.

Wer sich für die neuesten Schöpfungen der schöngestigten Literatur, namentlich für die vielen Wälzer und Bestseller, nicht besonders begeistern kann, ist angenehm überrascht, unter den modernen Romanen wieder einmal ein Buch zu finden, das weit über den Durchschnitt hinausragt. Der in Zürich wohnende und dort jahrzehntelang als Lehrer wirkende Verfasser hat uns schon etliche kleinere und größere Werke, auch wertvolle Jugendbücher geschenkt, die leider nicht immer die ihnen gebührende Beachtung fanden. Brauchlin ist eine zu bescheidene Natur, um, wie gewisse andere Schriftsteller, viel von sich reden zu machen, sich ins Rampenlicht zu stellen oder Verbindungen anzuknüpfen, die ihn volkstümlich machen sollten.

In seinem vor kurzem erschienenen Roman «Fesseln» rollt er das Verdingkinderproblem auf, das, wir dürfen dies kaum bestreiten, für unsere Sozialgesetzgebung und Jugendfürsorge kein Ruhmesblatt darstellt. Es sind bekanntlich gerade in den letzten Jahren wieder Fälle ans Tageslicht gekommen, die skandalös genannt werden müssen und uns nicht berechtigen, von einer humanen oder sozialen Schweiz zu sprechen.

Wer nicht schon selber in dieses Elend hineingesehen hat, möchte glauben, Brauchlin habe in der Gestalt des Jost Berger einen Verding-

knaben in den Mittelpunkt seines Romans gestellt, den es nicht gebe und kaum jemals gegeben habe. Und doch sind dieser Jost und seine Erlebnisse nicht Phantasieprodukte, sondern aus der Wirklichkeit gegriffen, denn Jost, dessen Leben hier in ergreifender und spannender Weise geschildert wird, lebt heute noch. Um die Tragik und das Schicksal von Haupt- und Nebengestalten in dieser Art ziselieren zu können, braucht es nicht nur einen Sprachkünstler großen Talentes und weiten Wissens, sondern auch einen Beobachter von außerordentlichem Scharf- und Tiefblick. Was zu den verborgensten Regungen, Rätseln und Geheimnissen des seelischen Geschehens gehört, das fördert Brauchlin an den Tag und zergliedert es in subtilster Form. Wir lernen hier Menschen kennen, die sich in ihren Handlungen, sei es durch Vererbung, Umwelt oder Faktoren, die ihnen überhaupt nicht zum Bewußtsein kommen, gebunden und damit unentrinnbar an ihr Schicksal gekettet sehen. Ist es Notwendigkeit oder Zufall, oder sind es andere uns nicht erkennbare geheimnisvolle Kräfte und Mächte, denen der Mensch unausweichlich zu gehorchen hat? Welches sind die besonderen Umstände, die einen Lebensablauf so oder anders bestimmen? Hat der Mensch einen freien Willen, um beeinflussend oder entscheidend auf sein Dasein einwirken zu können? — Derartige und ähnliche psychologische und philosophische Probleme sind es, die Brauchlin aufrollt und über die er als erfahrener und aufrichtig besorgter Erzieher und Wegleiter zu uns spricht.

Das Buch enthält eine Fülle von überaus bilderreichen Einzel- und Milieuschilderungen, die einem aufmerksamen Leser unvergeßlich

vorsichtige Fassung schimmern wohl eigene Bedenken des Chronisten durch. Ungenügend ist aber der Appell an die «zuständigen Instanzen». Die Pfarrherren und die ihnen ergebenden Kirchgemeindeversammlungen haben gewöhnlich alles Interesse daran, daß die kirchlichen Bauten zustande kommen, sind sie doch gewöhnlich deren Initianten und künftigen Nutznießer.

Damals scheinen die Kirchenbehörden etwas gemerkt zu haben. Ein paar Monate später traten sie aus ihrer splendid isolation heraus und ließen sich aus den Wolken ihrer theologischen Unnahbarkeit und Unfehlbarkeit wohlgeneigt zu einer Pressekonferenz herbei, damit die Redaktionen dem braven Publikum die neuen saftigen Millionenkredite für *Balgrist* und *Oberengstringen* schmackhaft machen möchten.

Es entzieht sich unserer Kenntnis, wie weit sie zu diesem Schritt durch gewisse, die neuen Kreditforderungen bekämpfende Artikel, die damals mehreren Tageszeitungen zugegangen sein sollen, veranlaßt wurden. Es ist uns aber möglich, einen Teil ihrer Argumente wiederzugeben. Sie noch nachträglich bekanntzumachen, ist nicht nur lehrreich zur Kennzeichnung dessen, was heute in der Presse nicht zu Wort kommen kann, sondern es mag zudem in seinen Grundgedanken nützlich sein für späteren Kampf in ähnlichem Falle. Wollen wir doch die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Herren Redaktoren sich künftig gewissen klerikalen Ansprüchen gegenüber etwas weniger gefügig erweisen werden. Wenn sich, wie unlängst im «Protestant» wieder erklärt wurde, die Pfarrer «die Freiheit, über Veranstaltungen der Kirchgemeinde in sachlicher Art in der Presse Bericht zu erstatten, nicht rauben lassen» dürfen, dann muß auch den Außenstehenden die Möglichkeit gegeben werden, sich zu *Beschlüssen der Kirchgemeinden an gleicher Stelle kritisch zu äußern*, dies um so mehr, als die kirchlichen Blätter kaum je einer widersprechenden Meinung Raum geben. Natürlich: liegt doch Unduldsamkeit und Besserwissen im Wesen jeder Theologie (wenn auch längst nicht aller Pfarrer).

Es wurde darauf hingewiesen, wie weite Kreise der Bevölkerung überrascht gewesen seien, daß sie plötzlich, innert weniger Wochen, sich wiederum für einen Dreimillionenkredit entscheiden sollten, über den bisher überhaupt nichts in die Öffentlichkeit gedrungen war. Die Weisung der Zentralkirchenpflege sei

zwar vom Juli datiert, doch erst Monate später versandt worden — hoffentlich nicht in der Berechnung, für eine Erörterung in der Tagespresse keine Zeit zu lassen? Leicht könnten sich übrigens die drei Millionen Ausgaben um ein Erkleckliches vermehren, wenn es auch dieses Mal wie früher gehe, wo sich kurz nach der gesamtzürcherischen Abstimmung noch *Nachtragskredite* von allerhand . . . zigtausend Franken im leicht zu beherrschenden internen Grüpplein der einzelnen Kirchgemeinde durchdrücken ließen.

Die dringende Pflicht, angesichts der großen und kostspieligen sozialen Aufgaben der Kirche äußerst sparsam zu sein mit Ausgaben für kirchliche Zwecke, werde durch das üppige Bauprogramm schwer verletzt. So seien nahezu 680 000 Franken für ein Kirchgemeindehaus in Oberengstringen mit kaum 700 reformierten Einwohnern glatte Verschwendung. Aber man wolle halt «allerlei kirchlichen Gemeinschaften» das Wasser abgraben, die sich das Fehlen einer gottesdienstlichen (soll heißen landeskirchlich sanktionierten!) Stätte in Oberengstringen «zunutze machen, so daß sich ein ablehnender Entscheid durch die Aktivbürgerschaft und damit ein längeres Zuwarten an unserer Kirche rächen müßte»! Solche *unchristliche Angst vor der Konkurrenz* immerhin gutmeinender und auf ihre Art ehrlich frommer Leute dürfe nicht zur Bewilligung der erheblichen Ausgaben bewegen. Auch nicht der für eine Kirchenbehörde jedenfalls amüsante Hinweis auf den Kirchplatz, der mit seiner schönen Aussicht auf Limmattal, Stadt und den fernen Kranz der Alpen und mit seiner guten Zu- und Abfahrt an schönen Tagen gerne möge aufgesucht werden. Die Landeskirche sei kein Verschönerungsverein . . . Im Sigristenhaus sei, außer der vierzimmerigen, also nicht gerade bescheidenen Wohnung für den Abwart, ein sehr geräumiges Pfarrzimmer vorgesehen, ausgerechnet in bester Südwestlage. Könnte den Herren Pfarrern, «die von Höngg aus bei Sonnenschein und Regen (ach diese geplagten Pfarrer!) die neue Stätte zu bedienen haben», nicht für ihre nur sporadischen und kurzen Filialbesuche neben oder im Unterweisungszimmer über dem Saalbau ein hinreichender Unterschlupf geboten werden, wo sie ihren Mantel aufhängen und sich mit dem Strahl über die Haare fahren können? Jedenfalls seien manche Bergpfarrer und auch die Prediger der «allerlei kirchlichen Gemein-

bleiben: Die Beschreibung der elterlichen Umwelt; das Verhör des im Verdacht eines Taschenuhrdiebstahls stehenden Josts; seine und der Mutter Flucht aus dem durch die Brutalität des Vaters zur Hölle gewordenen Heimes; seine Erlebnisse bei anständigen und unanständigen Bauern, in den Gefängnissen, in der Armenanstalt und die abenteuerliche Flucht aus derselben; die Bekanntschaft mit einem Lehrer, den er haßt und mit Erziehern, an die er sich zeitlebens mit Dankbarkeit erinnert. Mit welcher Spannung las ich jene Szene, da Jost auf seiner Suche nach Arbeit im «Goldenen Löwen» Einkehr hält und dort am Abend mit dem Wirtstöchterchen Neunemal spielt! So reihen sich meisterhafte Erlebnisschilderungen eine an die andere, wie die Wanderschaft ins nahe Ausland, die Geschichte mit der Musikdase, die letzten freudvollen Jahre des Zusammenlebens mit seiner Mutter und die Trauer um deren Verlust. Mosaikartig stellt Brauchlin all diese Ereignisse nebeneinander und zaubert damit in seinen Roman Bilder und Stimmungen hinein, wie es nur selten einem Dichter gelingt.

Was mich bei der Lektüre dieses Buches besonders angenehm berührt, das ist der Freimut, mit dem Brauchlin welt- und lebensanschauliche Probleme behandelt. Der Verfasser wagt es, im Gegensatz zu den meisten Romanschriftstellern und Novellisten von heute, auch Fragen aufzuwerfen, an denen unsere Literaten sehr gerne vorbeigehen. Er sagt u. a. deutlich genug, daß er sich mit dieser «gottgewollten» Ordnung nicht abfinden könne. An Jost zeigt er uns, wie sich der strebende und willensstarke Mensch vom Aberglauben und von allen andern geistigen und sonstigen Fesseln nach und

nach zu befreien, vom Tiefland in höhere Regionen sich durchzukämpfen und schließlich sein Leben selbst zu bestimmen vermag.

Brauchlins Buch sollte von jedem denkenden Arbeiter, aber auch von Leuten der andern sozialen Schichten gelesen werden. Das Ganze ist getragen von einem hohen sozialen Ethos, von einer Gesinnung, die heute allen Menschen so nottut. Gewiß mag der im harten Existenzkampf stehende Proletarier über den Klassenkampf und seine Berechtigung anders denken als dies im Buche Brauchlins dargelegt wird. Nicht Klassenhaß oder Neid, auch nicht die Scheidung und Trennung der Menschen in verschiedene einander bis aufs Blut bekämpfende Klassen ist der Inhalt und das Ziel des ethisch in vielen Beziehungen gerechtfertigten Klassenkampfes, sondern Abschaffung der Klassen oder doch Milderung der Klassengegensätze. Diese Zielsetzung und dieses Streben wird uns Zeitgenossen allerdings ebenso utopisch anmuten und als schöner Traum erscheinen, wie die Klassenversöhnung unter der Christenheit der Gegenwart. Tatsächlich haben wir Anlaß, nach dieser Richtung skeptisch zu sein, denn die Voraussetzungen zu einem harmonischen oder verständnisvolleren Zusammenleben der verschiedenen Klassenangehörigen sind entweder nicht oder dann nur gering vorhanden. Wenn wir daran gehen, zu untersuchen, wo der Klassenkampf und die Tendenz zur Klassenscheidung am deutlichsten und oft in drastischer Form zum Ausdruck kommen — ehrenwerte Ausnahmen nicht eingeschlossen —, dann werden wir ganz unerfreuliche, sogar ungläubliche Feststellungen machen können, sowohl beim Knechtlein in der reichen Bauernfamilie als bei der Magd der «bessern» Herrschaft oder

schaften» weniger anspruchsvoll und vielleicht auch deshalb beliebter beim einfachen Volke...

Das größere Bauvorhaben im Balgrist wolle der Neumünstergemeinde ein neues «kirchliches Zentrum» schaffen für volle 2½ Millionen Franken, und zwar außer einem Pfarrhaus für 175 000 Fr. und einem Kirchgemeindehaus mit einem Saal für 300 Personen für 896 000 Fr. noch eine Kirche mit 485 Plätzen für 767 300 Fr., dazu extra einen Turm für 185 100 Franken (!). Hinzu kommen noch für die Einrichtung (Glocken, Orgel, Möblierung) volle 335 600 Fr. und rund 100 000 Fr. für Umgebungsarbeiten, einschließlich Parkplatz! Das mache die 2½ Millionen Franken aus. Zur richtigen Würdigung des Projektes seien aber noch die gewiß nicht unerheblichen Ausgaben für den sehr großen, schon früher erworbenen Bauplatz in dieser besten Wohnlage hinzuzurechnen, um die Gesamtkosten der Anlage zu erhalten... Auf die Bedürfnisfrage gehe die Weisung der Zentralkirchenpflege nicht ernsthaft ein. Nur *eine zuverlässige Statistik über den bisherigen Besuch der sonntäglichen Gottesdienste* in der Kapelle des Friedhofs Enzenbühl könne objektiv abklären, ob sie nicht mehr genüge. Auch wären Zahlen erwünscht über die Besetzung der Neumünster- und der Kreuzkirche bei den Gottesdiensten. Beide seien den Bewohnern des Balgristquartiers mit den bequemen Tramverbindungen ja nicht unerschwinglich. Auch das Bedürfnis nach neuen Kirchgemeindehäusern sollte zunächst einmal durch Frequenznachweise bewiesen werden. Die meisten Räume stünden die weitaus meiste Zeit leer und unbenutzt. Und für manche der dort stattfindenden Anlässe ließen sich gewiß auch andere und billigere Räume ev. mietweise finden. Zum mindesten sollte das neue Gemeindehaus erheblich einfacher und sparsamer gebaut werden: das vorgesehene Büro der Gemeindeführerin z. B. ließe sich gut im Pfarrhaus unterbringen; ein eigenes Sitzungszimmer sei wohl überflüssig neben den zwei Unterweisungszimmern, die doch gewiß zur üblichen Abendzeit für Sitzungen leer stünden; auch die kleine Bibliothek könne in einem Unterweisungszimmer aufgestellt werden, statt einen besonderen Raum zu benötigen usw., usw. Es sei offenbar mal wieder *mit der großen Kelle angerichtet* worden und die anderen müßten es nun bezahlen... Besonders heftig und mit Recht wurde der freistehende Glockenturm für 185 000 Franken (die vier oder fünf

Glocken extra!) angegriffen. Er soll 28 m hoch werden. «Die ganze Anlage würde hinter der Forchstraße verschwinden, wenn sie nicht durch einen Turm nach außen als kirchliche Gebäudegruppe gekennzeichnet würde.» So schrieb die Zentralkirchenpflege. Aber wäre es wirklich unerträglich und dem religiösen Leben in der Gemeinde schädlich (dies müßte doch wohl entscheidend sein), wenn der architektonisch ohnehin sehr fragwürdige Gebäudekomplex, der jedes künstlerisch-organischen Zusammenhangs entbehrt, sich etwas im Hintergrund hielte? Wer wirklich in die Kirche wolle, finde sie schon. *Der Reklame durch einen sehr kostspieligen Turm sollte es nicht bedürfen.* Vielmehr sollte die geistige Höhe der Predigt die Scharen herbeiziehen. *Wo die Kirchen leer bleiben, sei gewiß nicht das Fehlen eines hohen Kirchturmes schuld.*

Der Zentralkirchenpflege scheint es selber nicht ganz wohl gewesen zu sein bei ihrer Begründung der Bauvorhaben. Hätte sie sonst ihrer Weisung am Schlusse noch beigefügt, daß vielen ein ausschlaggebender Grund für die Annahme der Vorlage die willkommene Arbeitsgelegenheit sein werde? Jetzt sei «die Zeit gekommen, von seiten der öffentlichen Hand Objekte bereit zu stellen und damit zu verhindern, daß die Krise auf dem Bauplatz allzu große Ausmaße annimmt». Aber — so wurde hiegegen eingewendet — wenn schon die Landeskirche wiederum Millionen ausgeben kann und will und zur Verhinderung von Arbeitslosigkeit ausgeben zu müssen glaubt, warum sollte sie es nicht einmal, statt für entbehrliche kirchliche, lieber für dringend nötige *soziale* Bauten tun? So solle sie die angeforderten drei Millionen oder doch einen durch energische Einsparungen an den vorgelegten Projekten frei werdenden Betrag, zum mindesten die 200 000 Franken für den Turmbau im Balgrist, etwa zur Bereitstellung *billiger Kleinstwohnungen für minderbemittelte alte Leute* verwenden, die selber haushalten möchten. Oder sie solle den prächtigen Bauplatz am Balgrist zu einer heimeligen Wohnkolonie verwenden, in der neben Familienwohnungen auch hübsche Einzelzimmer mit Kochgelegenheit zu verbilligtem Mietzins an reformierte Altersrentner abgegeben werden. Oder sie errichte einen Hausblock nur mit «Alterswohnungen», nach dem Genfer Vorbild der «Fondation des Logements pour Personnes âgées». Stelle sie ferner eine Gemeindeführerin oder Hauspflegerin an, die den alten Leuten in ihrer Haushaltungs-

beim Arbeiter im Fabrikbetrieb. Der Klassenkampf ist nicht, wie vielfach und in tendenziöser Weise glaubhaft gemacht werden soll, eine Erfindung des Marxismus oder Kommunismus, sondern eine aus unsern sozialen Gegebenheiten und Ungerechtigkeiten entstandene geschichtliche Tatsache. Allerdings zeigt sich bei politischen und wirtschaftlichen Kämpfen und Auseinandersetzungen sehr oft, daß die Klassenkampfdiee bloßgestellt und dann leider zum Gegenteil ihres eigenen Inhaltes wird. So ideal der vor 100 Jahren an die internationale Arbeiterschaft gerichtete Appell «Proletarier aller Länder vereinigt euch» auch klingen mochte, so kompliziert ist heute das Problem geworden. — Jost Berger hat in den Stromschnellen seines Lebens zur Genüge erkennen müssen, daß man die Menschen nicht bloß in Teufel und Engel einteilen darf. Den Grundsatz einer Scheidung in Proletariat und Bourgeoisie findet er doch als zu sehr vereinfacht, weil auf dieser Grundlage eine wahre menschliche Gemeinschaft nicht entstehen kann; eine Ordnung, in welcher Eigennutz und Zwietracht herrschen, statt den Grundsatz der gegenseitigen Hilfe und der Brüderlichkeit, bietet nicht die geringste Gewähr für ein friedlicheres Geschlecht. — Der Klassenkampf aber, im höhern Sinn und Geist verstanden und angewendet, enthält ein aufbauendes Element und ist dadurch auch berechtigt.

Im letzten Abschnitt des Buches, im «Ausklang», finden wir eine Zusammenfassung der mannigfaltigen und nachdenklich stimmenden Gedanken, welche die Lektüre so reichlich belohnen und daher empfehlenswert machen. Möchten die «Fesseln» recht viele Leser finden

und in die öffentlichen und privaten Bibliotheken zu stehen kommen! Der Leser muß sich immerhin bewußt sein, daß er es mit einem ernsten und tiefen Buch und nicht mit einer leichten Unterhaltung zu tun hat. Brauchlin ist kein tendenzloser Schriftsteller, der sich scheut, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Er versäumt es nicht, denen zur Linken und denen zur Rechten den Spiegel vorzuhalten und ihnen einige Wahrheiten zu sagen, ohne dabei zu polemisieren oder moralisieren.

Brauchlins «Fesseln», so düster sie uns da und dort erscheinen mögen, zeugen von einem hohen sittlichen Glauben an die Menschheit. Der Held des Buches ringt sich trotz aller Widerwärtigkeiten, Entbehrungen und trotz der bittersten Enttäuschungen und Erfahrungen durch zum Glauben an den endlichen Sieg des sittlich und sozial Guten, zu den ewigen geistigen Werten der Menschheit: zur Gerechtigkeit, Liebe und Güte. Aber Jost Berger ist, darin liegt das Entscheidende in seinem Ringen, zu der Erkenntnis gelangt, daß «jeder Fortschritt auf jedem Gebiet menschlichen Seins und Trachtens durch stille Arbeit und einträchtiges Zusammenwirken und niemals durch Gewalt erreicht worden ist».

Die Bedeutung von Brauchlins Buch liegt in der von ihm ausströmenden sittlichen Kraft. Wir verspüren hier wieder etwas von jenem Geist, wie ihn Pestalozzi in sich trug, lehrte und lebte. Den höchsten und eigentlichen Sinn des Lebens erblickt Brauchlin darin, daß jeder nach seinen bescheidenen Kräften mithilft, allem Hohen und Humanen zum Durchbruch zu verhelfen. J. Wr.

führung oder bei leichten Erkrankungen hilft, für die wöchentliche Reinigung der kleinen Wohnungen sorgt usw. Es ließen sich wohl auch Kirchengemeindeglieder zu freiwilliger Hilfe beim Flicker der Wäsche, für kleine Besorgungen und gelegentliche Geselligkeitspflege gewinnen und hiermit erheblich wirksamer als mit Bibelstunden und Männerabendvorträgen der Ansatz zu einem *echten, aktiven*, solidarischen Gemeindeleben schaffen, von dem heute die Theologen so viel reden, ohne im allgemeinen praktisch mehr zu erreichen als eine kleine inaktive Zuhörerschaft für erbauliche Betrachtungen in jenem hoffnungslosen alten Stil, für den man eben gewisse Räume braucht: als «Amtszimmer», in dem die Kirchengenossen mit dem Pfarrer oder der Gemeindegemeindegliederin zusammenkommen können, für Vortragsreihen, Ausspracheabende, Konfirmierten- und Frauenzusammenkünfte, *wo also der «Pastor» seine Schäflein weidet*. Bloß

in diesem Sinne wird denn auch das «kirchliche Zentrum» gemeint: als räumliche Voraussetzung für Seelsorge, Jugendarbeit u. dgl., bei der der Pfarrer als halbes Herrgöttlein über den gläubigen Laien schwebt.

Das sind Erwägungen, die — selbst wenn sie sich teils mit guten Gründen mögen anfechten lassen — einer öffentlichen Aussprache wert gewesen wären, damit sie der einzelne Stimmbürger gründlich hätte prüfen können, bevor er sein Ja oder Nein in die Urne legte. Wie wäre wohl das Abstimmungsergebnis ausgefallen, wenn vorher die Tageszeitungen die Möglichkeit geboten hätten, *in der ganzen Stadt ungezwungen über die Baukredite «miteinander zu reden»!* Erst dann wäre ein echt demokratischer statt «volksdemokratischer» Entscheid zustande gekommen!

(Fortsetzung folgt.)

Albert Schweitzer

Versuch einer Würdigung seines Werkes

Von J. Wanner.

(Fortsetzung und Schluß)

In dieser und z. T. noch schärferen Weise übt Schweitzer Kritik an den sozialen, kulturellen und geistigen Zuständen zu Beginn unseres Jahrhunderts. Wer wollte behaupten, daß sich etwa in der Zeit nach dem zweiten grauenvollen Völkermorden die Verhältnisse zum Besseren gewendet hätten oder daß nach irgendeiner Richtung eine Läuterung eingetreten wäre! Müssen wir uns da noch wundern, wenn sich der «Negerdoktor» immer wieder enttäuscht von Europa abwendet und sich zu den Urwaldbewohnern Afrikas zurückzieht, um dort seiner großen Menschlichkeit zu leben?

Die Stellung zum Sozialismus und zum Fortschrittsglauben umschrieb Schweitzer genauer in seinem Werk «Kultur und Ethik». Sozialethik ohne Individualethik betrachtet er als eine unvollkommene Ethik. Die wissenschaftliche, biologische Ethik und die reine Nützlichkeitslehre, welche den Zweck des menschlichen Handelns in dem Nutzen, der Wohlfahrt des Einzelnen oder der Gesamtheit legt, kann der Humanität nicht in erforderlicher Weise dienen. Von der sozialwissenschaftlichen Ethik sagt er, daß der Fortschritt der Gesellschaft nur auf Kosten der Freiheit und des Glückes von Einzelnen oder von Gruppen Einzelner gehe. Sie ist die Lehre vom Geopfertwerden. Statt nach einer Steigerung und Vervollkommnung des Lebens, zielt sie zu sehr nach Erhöhung des Wohlergehens des Individuums oder der Gesellschaft.

Mit der Betonung des individual-ethischen Standpunktes glaubt und hofft Schweitzer der Gemeinschaft am besten zu dienen. Damit stellt er sich aber keineswegs außerhalb oder über die Gemeinschaft; er fühlt sich im Gegenteil stark mit dem Kollektiv verbunden. Man würde ihm daher nicht gerecht, wollten wir ihn als einen Einzelgänger oder Außenseiter beurteilen. Was Goethe als sein Ideal ansieht, «auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen», entspricht ganz und gar dem Streben Schweitzers nach dem materiell nicht versklavten und gebundenen, dem freien, seine Persönlichkeit selbst bestimmenden Menschen.

Jenem Sozialismus, der in Konsequenz seines doktrinären Programms die Aufhebung allen Privateigentums und staatliche Regelung der Arbeit und der Zuteilung des Arbeitsertrages fordert, steht Schweitzer eher skeptisch gegenüber. Im Hauptwerk

Marxens, im «Kapital», sieht er ein dogmatisches Buch, das wohl den Glauben an einen in den Ereignissen vorhandenen und in ihnen automatisch sich auswirkenden Fortschritt predigt, den Mechanismus der Geschichte und die Aufeinanderfolge der verschiedenen Gesellschaftsordnungen aufzeigt, nirgends aber in tieferer Weise auf Lebensfragen eingeht. Seine Kritik am Marxismus muß insofern überspitzt erscheinen, als Marx in der Hauptsache eine Analyse der wirtschaftlichen, sozialen und gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit geben wollte und diese sicher auch gegeben hat. Schweitzer führt weiter aus, daß im Wettbewerb um den wissenschaftlichen Sozialismus in der Folge eine Bewegung aufgetreten ist, die die Einzelnen, die Gesellschaft und den Staat zu zweckmäßigem Handeln gegen die soziale Not mobil macht. Einen hervorragenden Führer dieser Bewegung erblickt er in *Friedrich Albert Lange* (1828—1875), dem Verfasser der «Geschichte des Materialismus» und der «Arbeiterfrage». Lange erörtert in der «Arbeiterfrage» die sozialen Aufgaben der Zeit und die zweckmäßigen Maßnahmen zu ihrer Lösung. Er ruft hier zum ethischen Idealismus auf, ohne den nichts Erspießliches geleistet werden könne.

Daß sich auch unter der Christenheit führende Männer fanden, die die Mission des Christentums ernst nahmen und sich an der Lösung der sozialen Frage lebhaft beteiligten, betont Schweitzer mit Genugtuung. Er erwähnt dabei den Franzosen Lamennais (1782—1854), dessen Buch «Paroles d'un croyant» 1834 vom Papst verdammt wurde. Lamennais schreckte nicht davor zurück, in Konsequenz seines radikalen Denkens aus der Kirche auszutreten. Er zitiert ferner den englischen Geistlichen Charles Kingsley (1819—1875), der in seiner berühmt gewordenen Predigt «Die Botschaft der Kirche an die Arbeiter» von der sozialen Verpflichtung der Kirche spricht, dem aber dann vom Bischof von London das Predigen verboten wurde. In Leo Tolstoi (1828—1910), der in Rußland die Gewalt des ethischen Denkens entfesselte, sieht Schweitzer wohl einen großen Wecker, aber keinen Führer, der der modernen Gesinnung und den modernen Zuständen wirksam hätte entgegengetreten können.

Schweitzer stellt fest, daß wohl sozial-ethische Gesinnung vorhanden ist, daß aber die an der Zukunft arbeiten wollende ethi-